

### Keiner glaubt uns, was wir nicht selbst glauben

Zur »Tradierungskrise des Glaubens«<sup>1</sup>

Von *Otto B. Roegele*

Ein tiefer Graben trennt einen großen Teil der heranwachsenden Generation von der älteren Generation und von den früheren Generationen. In der Bundesrepublik Deutschland ist diese Kluft besonders groß; sie existiert aber auch in den Nachbarländern, auch in den romanischen Ländern Europas. Was die Mehrheit der Älteren von der Mehrheit der Jüngeren am deutlichsten unterscheidet, ist die grundlegende Einstellung zum Leben, nichts Geringeres. Mit aller Klarheit, deren die moderne Umfrageforschung fähig ist, wird dieser Befund in den verschiedenen Untersuchungen der »Internationalen Wertestudie« dargelegt, die in den frühen achtziger Jahren in zehn Ländern Europas (Bundesrepublik Deutschland, Schweden, Dänemark, Großbritannien, Irland, Niederlande, Belgien, Frankreich, Spanien, Italien) und in den Vereinigten Staaten durchgeführt wurde.<sup>2</sup>

In der älteren Generation glaubt noch immer eine beträchtliche Mehrheit, daß mit dem Tod nicht alles zu Ende ist, daß es ein Leben auch nach dem Tod gibt und daß der Mensch Lohn oder Strafe zu erwarten hat für das, was er auf Erden getan und unterlassen hat; von den 16- bis 29jährigen glauben nur ein Drittel daran, »daß es in irgendeiner Form ein Leben nach dem Tod gibt«. Für gut die Hälfte der Menschen über 40 Jahre ist hierzulande der Glaube eine »Quelle von Kraft« für das eigene Leben; aber nur für 24 % der Menschen zwischen 18 und 24 Jahren.

Diese Verschiedenheit der Lebensauffassung hat zunächst noch wenig zu tun mit dem Willen, ein guter Mensch zu sein, mit moralischem Urteil und verantwortlichem Handeln. Darin manifestiert sich die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dessen Woher und Wohin, nach dem »vita mutatur, non tollitur«. Daraus ist auch nicht auf feindselige Ablehnung der Tradition zu schließen; es ist viel schlimmer: Die wichtigen Fragen werden zwar gestellt, sie erscheinen vielen Zeitgenossen sogar sehr dringlich, aber die Antworten werden innerhalb der irdischen Welt gesucht. Die Kompetenz der Kirche gerade in diesem Bereich ist verblaßt. Die Antworten, die man von ihr erwartet, liegen auf anderen Gebieten. Es erscheint nur folgerichtig, wenn sich die Nachfrage nach Parapsychologie, Astrologie, okkulten Weisheiten unter diesen Umständen verstärkt, wenn sogar Horoskopisten, deren Absurdität durch Vergleich zweier illustrierter Zeitschriften von jedem Leser festgestellt werden kann,

---

1 Erich Feifel/Walter Kasper (Hrsg.), Tradierungskrise des Glaubens. München 1987.

2 Über Anlage und Zustandekommen der »Internationalen Wertestudie«, deren deutscher Teil vom Institut für Demoskopie Allensbach übernommen wurde, vgl. das Vorwort und S. 395 ff. in dem von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher verfaßten Buch »Die verletzte Nation«. Stuttgart 1987.

mehr Einfluß auf die eigene Lebensführung eingeräumt wird als den »etablierten Kirchen«.

Wir sind im allgemeinen geneigt, Entwicklungen wie »Glaubensverlust«, »Wertewandel« und »Generationskonflikt« als unvermeidliche Begleit- und Folgevorgänge der Verweltlichung und Verwissenschaftlichung des Denkens, als »Wohlstandsphänomene« der Industriegesellschaften zu betrachten. Abgesehen davon, daß der Ausdruck »Wertewandel« schon sprachlich in die Irre führt, denn Werte, wenn sie je solche sind, wandeln sich nicht, was sich allenfalls wandelt, ist das Bewußtsein der Menschen von diesen Werten, die Bedeutung, die bestimmten Werten im Denken und Handeln von Individuum und Gesellschaft eingeräumt wird – die vergleichende Studie zeigt das Gegenteil: Es gibt markante Unterschiede gerade im religiös-sittlichen Denken und in der Einstellung der Generationen zueinander zwischen den Vereinigten Staaten und Europa und zwischen den europäischen Ländern.

So glauben in Nordamerika und in Irland mehr als 90 % der Erwachsenen an einen personalen, »leibhaftigen« Gott; in Deutschland erscheint Gott eher als eine »geistige Macht«, das Bild von Gott ist hier abstrakter, unpersönlicher, theoretischer. Auch in den USA glauben die Alten in größerer Zahl an Gott als die Jungen, aber die Unterschiede sind nicht so kraß wie bei uns: In den USA antworten 57 % der 18- bis 24jährigen, 70 % der über 60jährigen mit Ja auf die Frage nach dem »personalen Gott«; in der Bundesrepublik Deutschland tun es nur 17 % der Jungen und 42 % der Alten. »Sünde« – das ist für 88 von 100 Amerikanern ein realer Begriff, aber nur für 69 von 100 Deutschen – und dies nach den schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Geschichte.

Weitere Vergleichsreihen der Internationalen Wertestudie beweisen, daß es sich auch beim Auseinanderdriften der Generationen nicht um eine überall wirksame Konsequenz der von Naturwissenschaft und Technik geprägten geistigen und sozialen Entwicklung handelt, sondern um durchaus unterschiedlich verlaufende Prozesse. Der Gedanke, daß beide Bereiche, Glaubensverlust und Generationenkluft, in denen die Meßergebnisse die größten Differenzen aufweisen, miteinander zusammenhängen, einander beeinflussen, legt sich daher nahe.

In der Tat gibt es zahlreiche Belege dafür, daß das Ausrinnen des Glaubens und die Auseinander-Bewegung der Generationen ursächlich miteinander zu tun haben. Die Chance der Weitergabe von Religion, von religiöser Bildung zumal, von Einübung in sittliches Denken und Handeln steht und fällt mit der Vertrauensbeziehung zwischen Eltern und Kindern. Diese ist die überhaupt wichtigste Voraussetzung dafür, daß das, was man »religiöse Sozialisation« nennt, zustandekommen kann. Es gibt offenbar keinen auch nur einigermaßen gleichwertigen Ersatz (Religionsunterricht, Jugendarbeit). Unter diesen Umständen kommt den folgenden Zahlen entscheidende Bedeutung zu:

Zwischen den beiden vorgegebenen Ansichten: »Ganz egal, welche Vorzüge und Fehler die Eltern haben, man muß sie immer lieben und ehren« und »Man muß die Eltern nicht achten, wenn sie es nicht durch ihr Verhalten und ihre Einstellungen verdient haben«, haben sich 69 % der Amerikaner, aber nur 48 % der Deutschen für die erste Ansicht entschieden (Europa insgesamt 63 %). Man geht wohl nicht fehl, wenn man eine, vielleicht die wichtigste Erklärung für diesen Befund in dem quasi-spiegelbildlichen Ergebnis der Befragung über die Verpflichtungen der Eltern

gegenüber den Kindern erblickt: Auch hier zwei vorgegebene Ansichten: »Es ist die Pflicht der Eltern, das Beste für ihre Kinder zu tun, auch wenn sie selbst dafür zurückstehen müssen« und »Eltern haben das Anrecht auf ihr eigenes Leben, und man sollte nicht von ihnen verlangen, daß sie sich für das Wohl ihrer Kinder aufopfern«. Von hundert Amerikanern entschieden sich 69, von hundert Deutschen dagegen nur 46 für die erste dieser Ansichten.

Noch aufschlußreicher werden die Zahlen, wenn man die Konfession und die »Kirchennähe« in die Betrachtung einbezieht:

Für die unbedingte Elternpflicht sprachen sich in Deutschland 55 % der Katholiken, 41 % der Protestanten aus; von den kirchennahen Katholiken 63 %, von den kirchennahen Protestanten 62 %. Auch hier stehen die »Kirchennahen« beider Konfessionen einander näher als den jeweils »Kirchenfernen«, auch näher als die beiden konfessionellen Gesamtheiten.

Bei den Ansichten über die richtige Einstellung zu den Eltern ergibt sich wiederum das Spiegelbild; Kirchennähe ist hier bei den Protestanten sogar noch ausschlaggebender. Von den Katholiken sprechen sich 36 % für »... man muß die Eltern immer lieben und ehren« aus, 49 % der »Kirchennahen«; bei den Protestanten lauten die entsprechenden Zahlen 30 % und 50 %.

Die leitende These der Untersuchung, daß nur die geistige Nähe der Generationen die Tradierung von Werten garantiert, findet eine Stütze auch in den Ergebnissen des folgenden Abschnittes:

Es sind nicht allein die religiösen Fragen, in denen Eltern und Kinder in unserem Lande weithin getrennte Wege gehen. Auch in ihren politischen Ansichten, in der Einstellung zu moralischen Fragen, namentlich zur Sexualität, schließlich in der Einstellung zu den Mitmenschen besteht diese Kluft. Von den deutschen Katholiken unter 30 Jahren erklären nur 33 %, daß sie ähnliche Moralvorstellungen wie ihre Eltern haben (die »Kirchennahen« 47 %); was die Einstellung zur Sexualität angeht, liegen die Zahlen noch niedriger: 15 % bzw. 21 %. Auch hier zeigen die Ergebnisse aus den Vereinigten Staaten ein signifikant anderes Bild: die Meinungsunterschiede zwischen den Generationen sind viel geringer, sie halten sich im Rahmen dessen, was man als »natürlichen Ablösungsprozeß« verstehen kann.

Und die Ursachen? »Wie aus dem öffentlichen Raum, so verschwinden die religiösen Rituale auch aus der intimen Kleingruppe Familie. Mitte der sechziger Jahre war das tägliche Tischgebet noch 62 % der Bevölkerung zumindest als Kindheitserinnerung vertraut, für 29 % gehörte es noch zum Alltag; 1982 kennen nur noch 47 % das Tischgebet aus ihrer Kindheit, der Anteil derer, die diesen Brauch pflegen, ist auf 11 % gesunken ... Das gemeinsame Gebet in der Familie ist heute das Erlebnis einer Minorität. Das gleiche gilt für die Auseinandersetzung mit den Inhalten der Bibel, die außerhalb des Gottesdienstes nur von 16 % zumindest gelegentlich zur Hand genommen wird. Am schwersten wiegt jedoch das Desinteresse, religiöse Überzeugungen durch Weitergabe an die nächste Generation über die eigene Lebensspanne hinaus zu bewahren. Nirgends zeigt sich wohl deutlicher, als wie unwichtig heute Religiosität empfunden wird, wie wenig hilfreich auch bei der Lebensgestaltung. Nur 17 % der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland halten Religiosität für ein wichtiges Ziel bei der Erziehung von Kindern, von den 25- bis 44jährigen, die die kommende Generation betreuen und prägen, halten nur 10 %

die Vermittlung religiöser Überzeugungen für einen wesentlichen Bestandteil ihrer Aufgabe. Selbst diejenigen, die sich als religiös beschreiben, messen einer religiösen Erziehung merkwürdig wenig Bedeutung bei. In ganz Europa ist die Entschlossenheit zur Tradierung religiöser Werte gering – am stärksten noch in Irland (42 %), am schwächsten in Skandinavien (Schweden 6 %).«

Zusammenfassend bemerkt der Bericht: »Die Signale, die Religion sinnlich erfahrbar machen, die gleichzeitig eine Demonstration sind von der Stärke und Vitalität des Glaubens und von dem Konsens der Glaubensgemeinschaft, schwinden aus dem Alltag. Der Glaube wird unsichtbar.«

Muß angesichts dieser nüchtern-direkten Feststellungen des Sozialwissenschaftlers nicht eine Besinnung darüber einsetzen, ob die Kirche mit ihren Verhaltensweisen nach dem Konzil zu diesem Unsichtbarwerden beigetragen hat? Kein Priester begleitet mehr einen Trauerzug durch die Straßen, die Kirchenglocken sind weithin verstummt, viele Gotteshäuser wurden ohne Turm gebaut, weil »Pfarrzentren« wichtiger erschienen sind, das geistliche Gewand ist aus der Öffentlichkeit verschwunden. Die Kirche hat sich unsichtbar gemacht, und mit ihr wurde auch der Glaube unsichtbar.

Renate Köcher bemerkt in ihrem Beitrag »Tradierungsprobleme in der modernen Gesellschaft«:

»Wenn eine Generation der nächsten ihr Wissen und ihre Wertvorstellungen nicht mehr erfolgreich vermitteln kann, ist es nur eine Frage der Zeit, daß dieses Wissen und die Wertvorstellungen verfallen ... Der plötzliche Verfall begann 1968; dieses Jahr markiert den Beginn, 1973 praktisch schon den Endpunkt dieser Entwicklung. In dieser unglaublich kurzen Spanne, in nur fünf Jahren, brach ein großer Teil der aktiv Praktizierenden einfach weg, nahm nicht mehr am religiösen Leben teil. ... Am Ende der vierziger Jahre besuchten 51 % der Katholiken regelmäßig den Gottesdienst, Mitte der sechziger Jahre 55 %, dann 1969 plötzlich 48 %, 1973 35 %. Nach 1973 setzte sich der Auszug aus den Kirchen nur noch langsam fort; unter der Oberfläche scheinbarer Stabilität entwickelte sich jedoch die Struktur der kirchengebundenen Bevölkerungskreise bis etwa 1980 weiter ungünstig: beide Kirchen verloren in der jungen Generation bis Ende der siebziger Jahre weiter an Rückhalt. Religiosität wurde zunehmend zum Merkmal einer Alterskultur, scharf getrennt von einer weitgehend kirchenfernen Jugendkultur. Etwa die Hälfte der regelmäßigen Gottesdienstbesucher sind heute 65 Jahre und älter.«<sup>3</sup>

Dabei kann es nicht bleiben, wenn Christentum und Kirche überleben sollen, wenn sie nicht auf die Bedeutung von Sekte oder religiöser Volkskunde reduziert werden sollen. Gewiß ist es Gott selbst, der über das Schicksal der »kleinen Herde« bestimmt; aber er hat denen, die sich dazu rechnen, einen eindeutigen Auftrag erteilt, der heute weniger denn je in der Geschichte seiner Stiftung erfüllt wird: Mission. Jedenfalls müssen wir uns dazu entschließen, unter dem Eindruck der statistischen und sozialpsychologischen Daten, die hier nur sehr skizzenhaft erwähnt werden konnten, auch eine nicht geringe Anzahl der kirchlichen Einstellungen,

---

3 Renate Köcher, Tradierungsprobleme in der modernen Gesellschaft, in dem in Anm. 1 erwähnten Buch. – Vgl. auch den Beitrag derselben Autorin, Allzuständig und ohnmächtig. Was Katholiken von der Kirche erwarten. In dieser Zeitschrift XVI (1987), S. 266ff.

Praktiken und Gewohnheiten der nachkonziliaren Zeit einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

Auf einem Wahlplakat in einer süddeutschen Großstadt steht, von den Programmnotizen einer großen Partei diktiert, der einfache Satz: »Keiner glaubt uns, was wir nicht selbst glauben.« Das ist eine Schlüsselerkenntnis auch für den religiös-kirchlichen Bereich. Wie soll die Welt glauben, daß es der Kirche Ernst ist mit ihrer existentiellen Sorge um die Weitergabe des Glaubens, wenn sie nicht alle Kräfte anspannt, damit wenigstens der von staatlichen Lehrplänen vorgesehene Religionsunterricht in öffentlichen Schulen (auch in Berufsschulen!) wirklich stattfindet? Gibt es für Geistliche aller Dienstgrade und Funktionen, für Laientheologen im kirchlichen Amt, für Frauen und Männer mit *missio canonica* eine wichtigere Aufgabe als diese? Müssen dahinter nicht alle noch so berechtigten, noch so »Zeichen setzenden« und profilierenden Tätigkeiten in Caritas und Sozialarbeit, für Asylanten und Dritte Welt, für Menschenrechte und Weltfrieden, gegen Umweltschmutz und Atomkraftnutzung zurücktreten?

Vor allem die Zeichen sind es, die sich einprägen. Wie kann der Priester, der beim Vorbeigang am Tabernakel das Knie nicht beugt, der Zelebrant, der nach der Wandlung von Brot und Wein keine Kniebeugung macht, von der Gemeinde, die zuschaut, erwarten, daß sie an die Realpräsenz des Herrn glaubt? Für die in neueren Texten, auch in kirchlich genehmigten Religionsbüchern immer häufiger auftauchende Formel vom »heiligen Brot« mag das reichen; aber ist der schleichende Ersatz durch eine solche Formel nicht Verrat am Eigentlichen der Botschaft?

Die großen Unterschiede der religionssoziologischen Daten aus Amerika und Europa machen deutlich, daß es kein für die ganze Weltkirche, ja nicht einmal ein für die Kirche der »westlichen Welt« gemeinsames Konzept der Krisenbeherrschung geben kann. Für jedes Land muß eine eigene Diagnose, ein eigenes Szenario der pastoralen Planung erstellt werden, und zwar in mehreren Varianten. Wir können uns heute, nachdem so viele gesicherte Erkenntnisse vorliegen, nicht mehr darauf berufen, daß wir nichts Genaueres über die Lage wüßten, auch und gerade wenn das, was wir genau wissen, in hohem Maße unerfreulich, unbequem und eher entmutigend ist.

Der Züricher Sozialpsychologe Gerhard Schmidtchen, der die Entwicklung des deutschen Katholizismus seit zwei Jahrzehnten aufmerksam verfolgt, hat auf der Augsburger Tagung über »Glaube und Welt seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil« im Oktober 1986, nachdem er eine Analyse gesellschaftlicher Trends und der eigentümlichen Attraktivität der Sekten vorgenommen hatte, Vorschläge für eine seelsorgerliche Antwort unterbreitet, die seltsamerweise von den Verantwortlichen nicht sonderlich beachtet worden zu sein scheinen. Er meinte, die Kirche verstehe es bisher nicht, ihre gerade bei Jugendlichen zu beobachtende Interessantheit und Anziehungskraft zu nutzen. Sie solle weniger lehrhaft auftreten, aber auch nicht bloße Unterhaltungs- und Freizeitangebote machen, sondern ungescheut und ungetarnt mit den zentralen Themen ihrer Botschaft hervortreten, ohne viel nach links und rechts, auf Gegner und Konkurrenten zu schauen. Die katholische Seelsorge sei in den letzten Jahren viel zu defensiv geworden; sie entschuldige sich ständig dafür, daß sie im Namen Gottes unbequeme Forderungen erhebe, sie müsse viel selbstsicherer und offensiver auftreten – und sie könne sich dies um so eher leisten, als die

Unruhe der Menschen durch Zukunfts- und Umweltängste, Katastrophenfurcht und Medienverwirrung (allerdings auch durch nicht zu leugnende Gefahren) selbst die religiös Indifferenten aufnahmefähig mache für eine Botschaft, die klare Wegweisungen biete, selbst wenn damit Forderungen und Herausforderungen verbunden seien.

Eine weitere Chance bestehe darin, daß das Alltagsleben in einem pluralistischen Staat das urmenschliche Bedürfnis nach Form und Gestalt immer weniger befriedige. Die Kirche könne mit ihrem festgefügteten Jahreskreis für jene »Durchritualisierung« sorgen, die für die meisten Menschen unerläßlich sei, weil sie sonst keinen Halt fänden, weil sonst die Zerfahrenheit der ständig wechselnden Anforderungen jede Struktur vermissen lasse, den Horizont des Lebens ungewiß mache. Der heutige Mensch sei nun einmal das Erzeugnis einer »optischen Kultur«; er wolle alles, was man ihm nahebringen möchte, veranschaulicht, abgebildet, leicht faßlich vorgesetzt bekommen. Daher sei es völlig unverständlich, weshalb die Kirche, statt ihre alle Sinne erfassende Liturgie weiter auszubauen, einer Praxis des Gemeindegottesdienstes den Vorzug gegeben habe, die das gemüthafte Erleben vernachlässige und der Rationalität des Wortes den Vorzug gebe, das Lehrhafte betone und den Zelebranten im (gar nicht so seltenen) Grenzfall zum Alleinunterhalter herabstufte, in vielen neueren Liedern unsägliche Banalitäten von Musik und Text zulasse usw. Der »saure Kitsch« sei ja nicht besser als der süße, er verbreite dazu noch eine depressive Grundstimmung. Wie stark das Bedürfnis nach sinnhafter Erfahrung des Glaubens und der kirchlichen Gemeinschaft gerade heute sei, könne man an der Renaissance der Wallfahrt ablesen.

Wenn es zutrifft, daß die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation das Existenzproblem nicht nur des Katholizismus, sondern des Christentums in unserem Lande ist, dann muß über die Mitwirkung aller Gläubigen an dieser Weitergabe intensiv nachgedacht werden. Der schulische Religionsunterricht, auch in jenen Fällen, in denen er nicht den Irrlichtern des »Zielfelderplans« gefolgt ist, in denen er vielmehr so gut war, wie er sein kann, ist allein nicht imstande, Glauben als Erfahrung zu überliefern, ein christliches Weltbild einzupflanzen, zu religiöser Lebenshaltung, zur Wachheit des Gewissens zu erziehen. Nach allem, was wir darüber wissen, findet die entscheidende Prägung in den Jahren vor dem Schuleintritt, im Elternhaus, in der Familie statt.

Nun sind aber viele Eltern heute nicht in der Lage, ihren Kindern mitzuteilen, was und warum sie selbst glauben. Sie wissen einfach zu wenig über ihren Glauben, man hat ihnen Biblische Geschichte und Katechismus vorenthalten. Selbst kirchentreu Katholiken können sich in der religiösen Sprache nicht mehr ausdrücken. Von den meisten Lehrern der sechziger und siebziger Jahre konnten sie hierüber nichts erfahren, die Gefährten ihrer Altersgruppe hatten mit Religion nicht viel im Sinn. Es war nicht »in«, in die Kirche zu gehen. Auch die Publikationsmittel, Verlage und Medien, lieferten mehr Kritik, Hinterfragung, Problemaufrisse als Unterweisung im Glauben. Heute stehen viele vor einem Nichts an Glaubenswissen. Es gibt mehr Menschen, als die kirchlichen Institutionen ahnen, die dankbar wären, fände sich jemand, der ihr Defizit behebt – nicht auf dem Niveau Katholischer Akademien oder religiöser Erwachsenenbildung, die in der Regel Angebote für Fortgeschrittene und Interessierte liefern, sondern weiter unten, bei dem Alphabet des Glau-

bens und bei praktischen Erziehungshilfen für ratlose Eltern, die es richtig machen wollen, aber nicht wissen, wie.

In diesen Kreisen gibt es viel guten Willen, allerdings auch eine gewisse Scheu, den eigenen Mangel öffentlich einzugestehen. Es ist ähnlich wie bei unseren gar nicht so wenigen einheimischen Analphabeten: Keiner will zugeben, daß er nicht oder nur mit Mühe schreiben und lesen kann. Die Erfahreneren unter ihnen sind äußerst erfinderisch in Tricks, die ihren Mangel verbergen. Muß einer unbedingt ein amtliches Papier unterschreiben, legt er ein Schultertuch um (Arm gebrochen) und bittet jemanden um Hilfe. Muß er lesen, hat er die Brille vergessen. Er geht aber auch nicht zu einem Kurs, der als Unterricht im Lesen und Schreiben angekündigt wird. Man muß das Angebot tarnen. Auch die Glaubensschule für Eltern muß entsprechend firmieren, wenn sie von der Zielgruppe, für die sie gedacht ist, angenommen werden soll.

Die Seelsorge muß, aufs Ganze gesehen, wieder einfacher und direkter werden, muß den einzelnen geradeaus ansprechen, darf nicht länger ihr ganzes Vertrauen auf Institutionen und Organisationen setzen, auch wenn diese noch so zweckmäßig aufgebaut sein mögen. Übrigens auch nicht nur auf die didaktischen Techniken im Unterricht, nicht einmal nur auf die Präsenz in den öffentlichen Medien. Nichts gegen dies alles – aber die Mutter, die jeden Abend ein Stück Biblische Geschichte erzählt, so gut sie es kann, erreicht mehr. Und der Vater, der das Kind in die Kirche mitnimmt, bleibt ein Leben lang in Erinnerung. Die Kinderstunde mit religiösen Themen auf dem Bildschirm, wenn es sie gäbe, wäre bald vergessen, so bald wie all das andere, das daher- und dahinflimmert. Nicht umsonst ist es der Gott des Vaters, der Gott der Väter und der Vorväter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sein Angesicht den Kindern zuwendet, um sie zu segnen.

## Fernsehen – Medium der christlichen Botschaft?

*Von Hubert Schöne*

Wenn es so ist, wie Eugen Biser in seiner Analyse der »glaubensgeschichtlichen Wende« schreibt, daß der Mensch zum Glauben nicht erzogen, sondern bewegt wird, daß der Glaube nicht »erlernt« werden kann, weil man nur erlernen kann, was dem Menschen äußerlich ist, wenn wir – und vieles spricht dafür – tatsächlich in einer Übergangsphase vom Wissens- zum Verstehensglauben stehen, dann stellt sich auch die Frage der Glaubensvermittlung neu. Die berufsmäßig mit der Vermittlung des Glaubens befaßten, die Pädagogen und Didaktiker, weisen immer mit großem pastoralen Ernst auf die schiere Unmöglichkeit hin, Glauben über die neuen »Medien«, vor allem über das Fernsehen, zu vermitteln. Sie vermissen hier das, was den Glauben erst konstitutiv macht: die Gemeinde, ohne die Glaube nicht denkbar sei, den personalen Bezug vor allem. Auch Eugen Biser sieht in der »totalen Medienwelt« eher ein Hindernis für den Glauben, ja das bisher wirksamste Instrument, die menschliche Selbstentfremdung größten Stils ins Werk zu setzen: »Wer sich dem durch dieses Instrument insinuierten Medienkonsum hingibt, hört damit auf,